

# AUS DEM LEBEN DER KIRCHE

## Neue deutsche Selige

Die Geschichte der Heilig- und Seligsprechungen der letzten Jahrhunderte weist im Vergleich zur Gesamtzahl der Seligen und Heiligen der Neuzeit nicht viele auf, die deutscher Herkunft und Sprache sind. Das gilt auch noch für die jüngste Vergangenheit. Unter den 76 Kanonisationen und Beatifikationen Pius' XII. befindet sich nur ein einziger, nämlich Klaus von Flüe, heiliggespr. 1947<sup>1</sup>; unter den 15 von Johannes XXIII. Heilig- und Seliggesprochenen überhaupt keiner<sup>2</sup>. Erst unter Paul VI. wird der Anteil der Deutschsprachigen ein klein wenig größer. Gleich im ersten Jahr seines Pontifikates (1963) sprach er Johann Nepomuk Neumann CSSR, Bischof der nordamerikanischen Diözese Philadelphia, einen gebürtigen Böhmerwäldler (Prachatitz), selig. Und nun folgen in den Jahren 1974 und 1975 gleich 5 deutschsprachige Selige, von denen 4 auch im politischen Sinn deutscher Herkunft sind: Liborius Wagner (Seligspr. 24. 3. 1974), Franziska Schervier (Seligspr. 28. 4. 1974), Karl Steeb (Seligspr. 6. 7. 1975), Arnold Janssen SVD (Seligspr. Missionssonntag 1975), dazu der Südtiroler Josef Freinademetz SVD (Seligspr. Missionssonntag 1975). Aber auch diese können die Tatsache nicht verwischen, „daß die überwiegende Zahl aller heiliggesprochenen Männer und Frauen (bis in unsere Zeit) Romanen sind“<sup>3</sup>. Seit Konrad von Parzham (seliggespr. 1930, heiliggespr. 1934) war keinem Deutschen die Ehre der Altäre mehr zuteil geworden. Es lohnt sich, darüber einmal nachzudenken. Der Grund für diese Tatsache liegt ganz gewiß nicht in einem gewaltigen Unterschied der Heiligkeit von Christen romanischer und nicht-romanischer Länder. Aber es könnte wohl sein, daß romanischer Eifer schneller zum Ziel kommt, als es diesseits der Alpen der Fall ist. Ob Karl Steeb, der gebürtige Tübinger, seliggesprochen worden wäre, wenn er nicht die längste Zeit seines Lebens in Italien (Verona) gelebt und eben dort sein heroisches Beispiel der Liebe gegeben hätte?

Und noch eine zweite Beobachtung: Betrachtet man einmal die 5 neuen Seligen und sucht sie in den ihnen typischen Heiligkeitsmerkmalen zu erfassen, dann befinden sich unter ihnen keine ausgesprochenen Kontemplativen, keine Mystiker und Büsser im engeren Sinn, obwohl sie alle in ständigem Gespräch mit Gott standen und viel (auch freiwillig) Buße getan haben. Sie waren in erster Linie Seelsorger, Missionare, Apostel der Nächstenliebe und haben sich aus Liebe zu Gott und zu Jesus Christus für die Menschen aufgegeben. Sie haben keine geist-

<sup>1</sup> Vgl. F. Baumann SJ, *Pius XII. erhob sie auf die Altäre. Die Heilig- und Seliggesprochenen seines Pontifikats*. Würzburg 1960.

<sup>2</sup> Vgl. F. Baumann SJ, *Die Welt braucht heilige Vorbilder. Heilig- und Seligsprechungen Johannes' XXIII.*, Kevelaer 1963.

<sup>3</sup> H. Holzapfel, *Liborius Wagner*, Würzburg 1974.

lichen Schriften (Tagebücher, Unterweisungen) von bleibender Bedeutung hinterlassen, sondern schlicht, ohne große theologische Reflexion, das Evangelium gelebt, es anschaulich gemacht, mit ihrem Blut bezeugt. Da es hier nicht um Menschen unserer Zeit geht, sondern ihr Leben schon etwas (oder sogar lange) zurückliegt, kann es sich bei diesem starken Praxisbezug nicht um einen speziell heutigen Zug handeln. Die Einheit von Gottes- und Nächstenliebe, von Kontemplation und Aktion, war für diese Menschen noch eine Selbstverständlichkeit. Sie haben sie Christus abgelauscht. Sie standen in seiner Nachfolge. Betrachten wir sie im einzelnen.

*Liborius Wagner* wurde 1593 in der Freien Reichsstadt Mühlhausen (Thüringen) geboren. Es ist eine politisch und religiös bewegte Zeit. Der kirchliche Patronats Herr der Stadt, der Deutsche Ritterorden, sowie ihre beiden Schutzmächte, der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen, waren zur Reformation übergegangen<sup>4</sup>. Die Bürger folgten ihnen, mehr von oben dirigiert als aus eigener Überzeugung. Eine Kirche nach der anderen – und die Stadt besaß viele – ging den Altgläubigen verloren, zuletzt noch die Barfüßerkirche (1566). Um die Jahrhundertwende gab es in der Stadt nur noch wenige Katholiken. Sie übten ihren Glauben heimlich aus und hatten nur noch selten Gelegenheit, im benachbarten Eichsfeldischen den Gottesdienst zu besuchen und die Sakramente zu empfangen.

Die Eltern Wagners waren gläubige Lutheraner. „Daß sie aber der katholischen Kirche nicht gerade feindselig waren, darf man aus der Tatsache schließen, daß sie aus den Familien der letzten Kämpen für die freie Ausübung des katholischen Glaubens die Taufpaten für ihre Kinder wählten“<sup>5</sup>. Vom Paten stammt auch der Name Liborius. Ansonsten aber war das religiöse Klima in der Stadt katolikeneindlich. „Papisten“ galten als „unehrliche Leute“. Liborius erhielt eine für seine Zeit weit überdurchschnittliche Ausbildung (obwohl die Eltern nicht sonderlich vermögend waren): zunächst in der Lateinschule seiner Heimatstadt, dann, nach einem Anfangssemester an der Leipziger Universität, auf dem damals berühmten Gymnasium in Gotha und schließlich, mit Hilfe eines Stipendiums des Stadtrats, an der Universität Straßburg, wo er den Magistergrad in den Artes liberales erwarb. Der junge Magister zählte 23 Jahre.

1619 finden wir ihn für einige Jahre wieder in der Heimat. Die Tatsache, daß er sich dort um eine Lehrerstelle bewarb, und seine oftmals bekundete Gläubigkeit (von der u. a. eine Reihe lateinischer Verse Zeugnis geben<sup>6</sup>) lassen vermuten, daß er sich in dieser Zeit theologischen Studien zuwandte und mit Fragen des Glaubens befaßte. Der große Religionskrieg hatte begonnen und wühlte die Gemüter auf. Der Zweifel am rechten Weg der Reformationskirchen mag Liborius erfaßt haben. Auf jeden Fall nahm er eines Tages, 1622, mit 29 Jahren, vom Elternhaus Abschied, ohne zu sagen wohin; und dabei kannte er doch sein Ziel. Er zog gerades-

<sup>4</sup> H. Holzapfel, a.a.O. 15.

<sup>5</sup> V. Brander, *Liborius Wagner. Der seeleneifrige Pfarrer von Altenmünster*. Würzburg, 1934; H. Holzapfel, a.a.O., 24.

<sup>6</sup> V. Brander, a.a.O., 6.

wegs nach Würzburg, wandte sich an die dortigen Jesuiten und bat um Unterricht im katholischen Glauben. Es folgte die Konversion und die Aufnahme in das Seminar; er wollte Priester werden. 1625 empfing er die Weihen. Nach einem kurzen Kaplansjahr im Badischen wird er zum Priester in Altenmünster ernannt, nordöstlich von der Freien Reichsstadt Schweinfurt. Hier sollte sein Leben sich vollenden.

Die seelsorgliche Situation jener Gegend war denkbar verworren und oft fast aussichtslos. Viele Pfarreien hatten zwar einen entfernt wohnenden katholischen Patronatsherren und dementsprechend einen katholischen Pfarrer, aber die Pfarrkinder waren lutherischen Bekenntnisses. Denn ihr adeliger Dorfherr hatte sich der Reformation zugewandt, obwohl er als Lehensträger vom Hochstift Würzburg abhängig war, und hatte seine Untertanen unter Androhung des Verlustes ihrer Pfründen nachgezogen. So auch in Altenmünster. Das mußte zu Schwierigkeiten auf allen Seiten führen. Liborius Wagner, der Konvertit, tat sich hier besonders schwer; er kam aus den Gewissenskonflikten nicht mehr heraus, hin- und hergerissen zwischen der Verteidigung der Rechte seiner Kirche und seinem seelsorglichen Eifer. Da kam der Schwedeneinfall. Würzburg wurde erobert, das Hochstift unter ein neues Regiment gestellt. Die meisten katholischen Pfarrer (ebenso der Bischof und sein Kapitel) flüchteten. Wagner hielt sich in einem Nachbarort versteckt. Er wurde verraten und aufgespürt und erlitt von eigenen Landsleuten, als Apostat seiner lutherischen Kirche, ein besonders grausames Martyrium, das erst nach Tagen seinen Tod herbeiführte. Mit allen Mitteln der Grausamkeit und der Versprechungen suchte man ihn zum Widerruf zu bringen. Er aber gab immer wieder nur das eine zur Antwort: „Ich lebe, leide und sterbe päpstlich-katholisch“. Schließlich durchbohrte man ihn mit einem Degen und warf seinen Leichnam in den Main. Das war am Abend des 9. Dezember 1631. Liborius Wagner war gerade 38 Jahre alt. Erst nach der Wiedervertreibung der Schweden und der Wiederherstellung der alten Ordnung konnte der von Freunden geborgene und einstweilen nur notdürftig, auf einem Feld, vergrabene Leichnam des Pfarrers feierlich beigesetzt werden. Seine sterblichen Überreste ruhen heute in der Kirche von Klosterheidenfeld. Wahrscheinlich hatte man schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts an einen Seligsprechungsprozeß gedacht; die genauen Verhöre der noch lebenden Zeugen durch die offiziellen Stellen sowie die kirchlichen Ehrungen, die dem als Märtyrer Verehrten zuteil wurden, weisen darauf hin. Aber die Zeiten dafür waren nicht günstig. So wurde der Prozeß erst in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts wieder aufgenommen, nachdem eingehende geschichtliche Studien vorausgegangen waren. Bis zur Seligsprechung dauerte es dann noch einmal 40 Jahre.

Ein weiterer Konvertit unter den neuen deutschen Seligen ist (Johann Heinrich) *Karl Steeb*. Er wurde am 18. 12. 1773 in Tübingen geboren. Sein Vater war Besitzer des Gasthauses „Zum Lamm“ am Marktplatz und war außerdem im Wollhandel tätig. „Seit drei Generationen war die Familie mit der Verwaltung der württembergischen Schäferei betreut worden. Den Großvater wählten die Tübinger zum Abgeordneten der Landschaft und zum Bürgermeister der Universitäts-

stadt. Ein Bruder des Vaters war Professor an der juristischen Fakultät und Landtagsabgeordneter in Stuttgart. Die Mutter (auch eine Gastwirtstochter) brachte ein ausgeprägtes soziales Verantwortungsgefühl und eine ernste pietistisch gefärbte Religiosität in die Tübinger Familie ein. Zwei ihrer Brüder waren Pfarrer der evangelischen Landeskirche. Im Stammbaum sind auch Verbindungen mit den Ahnen von Mörike, Hölderlin, Schiller und Hegel zu finden<sup>7</sup>.

Um dem einzigen Sohn der Familie zur späteren Übernahme des Hauses und Geschäftes eine gründliche Ausbildung zuteil werden zu lassen, schickte der Vater ihn „nach der Konfirmation und dem Abschluß des Tübinger Gymnasiums, kaum sechzehnjährig, im Frühjahr 1789 nach Paris, um die Welt und das Geschäftsleben, die Gewinnung und Verarbeitung von Wolle und Seide kennenzulernen, die persönliche Verbindung mit den Handelspartnern aufzunehmen und die auf der Schule erworbenen Sprachkenntnisse zu vervollkommen. Wenige Wochen später brach dort die Revolution aus. Der junge Tübinger scheint weder von der sozialen Gärung noch von der dezidierten Gottlosigkeit jener Jahre angesteckt worden zu sein. Als er Ende 1791 wegen der wachsenden ‚Greuel‘ nach Tübingen zurückkehrte, entschloß sich der Vater, seinen Sohn jetzt nach Verona reisen zu lassen, damals der Sitz zahlreicher Textilbetriebe. Mit einem von ihnen stand der Lammwirt schon lange in geschäftlicher Verbindung. So reiste der Sohn im März 1792 nach dem Süden. Er sollte die Heimat nie wiedersehen“<sup>8</sup>. Wie kam das?

Zunächst arbeitete sich der junge Deutsche bei der ihm vermittelten Firma in die Geschäfte ein. „Der Chef des Hauses war nicht nur ein absolut zuverlässiger Kaufmann, der sich in Verona des besten Rufes erfreute“, sondern auch ein guter Christ, der ebenso für das religiöse Leben seiner Familie wie für das Gemeinwohl besorgt war<sup>9</sup>. Der Italienischlehrer, den Steeb auf Empfehlung nahm, einen der ersten Veronas und von umfassender Bildung, war Priester. Steeb's Wohnung lag der Kirche der Oratorianer gegenüber. So war er, der tiefgläubige Lutheraner, den alles Katholische mit Abneigung erfüllte, auf einmal von allen Seiten von Katholiken und von katholischem Leben umgeben. Er begegnete einem aufrechten, selbstverständlichen und durch die Tat bezeugten Christentum, dazu gebildeten Menschen, Priestern wie Laien, deren Umgang ihm Gewinn brachte. Kein Wunder, daß er in diesem Kreis seine Freunde fand und sogar einem um ein paar Jahre älteren Priester sein besonderes Vertrauen schenken konnte. Brachte man ihm doch, gerade auch in seinen religiösen Überzeugungen, immer Respekt entgegen. In dieser Atmosphäre fiel ihm ein Buch in die Hände, das die Konversion eines protestantischen deutschen Fürsten, des Herzogs Anton-Ulrich von Braunschweig-Lüneburg (1709), zum Gegenstand hatte und dabei die Überlegenheit der katholischen Glaubenslehre darzulegen versuchte. Nach anfänglicher Ablehnung kam er nicht mehr davon los. Er eröffnete sich seinem Priesterfreund, und durch dessen Vermittlung erhielt er von den Oratorianern das berühmte Werk Bossuets

<sup>7</sup> Hermann Tüchle, Rundfunksendung am Bayerischen Rundfunk vom 18. 6. 1975. Vom gleichen Autor stammt die maßgebende Biographie von Steeb in deutscher Sprache: *Carlo Steeb. Der Samariter von Verona*. Stuttgart, 1968.

<sup>8</sup> H. Tüchle, Rundfunksendung, a.a.O.

<sup>9</sup> H. Tüchle, *Carlo Steeb*, 19 f.

über die Veränderungen innerhalb der protestantischen Kirchen (*Histoire des variations des églises protestantes*) zu lesen. Es schien ihn zu überzeugen, und doch sträubte sich alles in ihm gegen die gewonnene Einsicht. Ein längerer Prozeß begann, ein Auf und Ab. Jetzt aber kam zum Vorschein, wieviele Vorurteile gegen die katholische Kirche bereits in ihm abgebaut waren. Nach harter Auseinandersetzung, wie andere zu berichten wissen, ließ er schließlich sein Gewissen sprechen und bat um Unterweisung im katholischen Glauben. „Ein halbes Jahr später trat er zur katholischen Kirche über. Daraufhin brach der Vater mit ihm, und die Verbindung zum Elternhaus riß ab. Die Briefe des Konvertiten fanden keine Antwort mehr. Der Sohn litt zeitlebens an dieser Entfremdung“<sup>10</sup>. Vor allem der Verlust der Mutter hat ihn aufs tiefste getroffen. Aber er glaubte, den einmal eingeschlagenen Weg weitergehen zu müssen.

Und dieser Weg führte ihn schon bald zu dem Entschluß, Priester zu werden. Dem standen allerdings keine geringen Hindernisse entgegen: er bedurfte der Dispensen, er hatte bei seinem Berufswechsel kein Geld mehr, um sein Studium zu finanzieren, und vor allem: es bestand für ihn als Ausländer keinerlei Aussicht, in den Diözesanklerus aufgenommen zu werden und damit eine besoldete Seelsorgsstelle zu erhalten. Aber das alles konnte ihn nicht von seinem Entschluß abbringen; ein Zeichen dafür, wie tief ihn Gottes Ruf getroffen hatte. Die Dispensen wurden ihm durch Vermittler erwirkt, Freunde und hohe Gönner finanzierten sein Studium, und die Oratorianer, die ohnedies im Priesterseminar dozierten, gaben ihm den notwendigen theologischen Unterricht. So konnte er im Herbst 1796, mit knapp 23 Jahren, geweiht werden. Aber er blieb zeitlebens arm und mußte ein bescheidenes Leben führen: eine kleine Meßpfünde, die ihm ein Priester überlassen hatte, stand ihm zum Lebensunterhalt zur Verfügung, außerdem gab er im Priesterseminar und (erst mit 48 Jahren) an einer höheren Mädchenschule Deutschunterricht. (Ein später anfallendes Erbe aus der Heimat vermachte er der inzwischen gegründeten Schwesterngemeinschaft.) Sein eigentliches Arbeitsfeld sollte allerdings ganz woanders liegen.

Kurz vor Steeb's Priesterweihe waren Truppen der französischen Revolutionsheere in Verona eingezogen. Die Venezianer zogen sich zurück; es kam zu einem Revolutionsregiment mit den gleichen Repressalien gegen Bürgertum und Kirche wie überall. Der Stadt wurden immer neue Kontributionen auferlegt, Klöster wurden geschlossen, Kirchen beschlagnahmt. Ein Jahr später (1797) kam es zum Aufstand der Bürger und Bauern; blutige Verluste auf beiden Seiten. Gleichzeitig trafen infolge der Schlachten zwischen Franzosen und Österreichern in der Lombardei immer neue Verwundetentransporte in der Stadt ein. Lazarette und Krankenhäuser waren überfüllt, Typhus brach aus, es fehlte am Notwendigsten, die Stadt war ausgeplündert. In dieser Situation sah der junge deutsche Priester seine ihm von Gott gegebene Stunde. Ohne sich zu schonen, eilte er durch die Verwundetenquartiere (mit seinen Sprachkenntnissen konnte er Österreichern und Franzosen in gleicher Weise beistehen), nahm sich der Armen an, die sich selbst

---

<sup>10</sup> H. Tüchle, Rundfunksendung. a.a.O.

überlassen waren, organisierte Materialien und scharte Helfer um sich, die er zu einer Bruderschaft formierte. Mit wechselnden Szenen blieb die hier geschilderte Situation die gleiche bis zum endgültigen Zusammenbruch des bonapartistischen Reiches (1814). Diese Zeit hat Karl Steeb den Ehrentitel eines Samariters von Verona eingetragen.

In der folgenden Friedensperiode unter österreichischer Herrschaft setzte Steeb im Grund nur sein bisheriges Werk fort: in der Sorge für Arme und Notleidende, als tatkräftiger und selbstloser Ratgeber für Hochgestellte und kleine Leute. Aus dem Kreis der ständigen Helfer im Hospital und im Haus für die Armen erwuchs ihm in dieser Zeit eine Frau zu, die einen lange gehegten Wunsch, die Gründung einer religiösen Frauengemeinschaft zur Sicherung des Werks an den Kranken und Armen, verwirklichen half. Es war Luigia Poloni, eine Apothekerstochter aus Verona. Sie war schon seit längerem sein Beichtkind gewesen, und er kannte auch ihre Absicht, in einen Orden einzutreten. Aber was ihm vorschwebte, war weder nach dem damaligen staatlichen Recht noch nach dem geltenden Kirchenrecht so leicht zu erreichen. Es bedurfte vieler Umsicht und Geduld und eines großen Gottvertrauens. Trotz der heroischen Tugenden der ersten Frauen, die um Luigia geschart, sich im täglichen Krankendienst für das neue Werk einsetzten: ohne Karl Steeb wäre die Gründung nicht zustande gekommen. Kurz vor der Märzrevolution 1848 traf die staatliche Genehmigung ein, der 1850 die kirchliche folgte. Die geistlichen und die materiellen Grundlagen dazu hat Karl Steeb gelegt. Die Schwestern (Sorelle della Misericordia nach der Vinzentinerregel), die heute über 2400 zählen und die Grenzen Italiens längst überschritten haben, haben es ihm gedankt. Sein Andenken – Karl Steeb starb am 15. Dezember 1856 – ist nicht vergessen. Nach dem Zweiten Weltkrieg haben sie auch in Steeb's Heimat, in Tübingen, zwei Häuser eröffnet, ein drittes in Berlin. Die Vorarbeiten zur Seligsprechung riefen den ganzen Werdegang der Stiftung noch einmal ins Gedächtnis. Sie ließen den äußerst bescheidenen Priester gegen seine Absicht vor eine größere Öffentlichkeit treten.

Wer *Franziska Schervier* nennt, muß auch gleich an Clara Fey und an Pauline von Mallinckrodt denken. Man kann sie nur in einem Atemzug nennen. So verschieden sie in ihren Anlagen waren, sie gingen um dieselbe Zeit in derselben Stadt (Aachen) den gleichen Weg: die Liebe zu den Armen und Notleidenden um Gottes und Jesu willen ließ sie alle drei zu Ordensgründerinnen werden. Schon von der Schule St. Leonhard her, an der Luise Hensel Lehrerin war und einen tiefen Eindruck hinterließ, kannten sie sich. Sie wurden in verschiedener Weise miteinander befreundet. Ihre Eigenständigkeit war dennoch so groß, daß jede von ihnen ihrem eigenen Ruf folgte. Ihr Leben und Wirken gibt Zeugnis von einem großartigen religiösen Neuaufbruch im deutschen Katholizismus nach den Jahren der revolutionären Wirren und zu Beginn des Industriezeitalters. Es ist nur zu hoffen, daß sich möglichst bald auch Clara Fey und Pauline von Mallinckrodt als Selige zu Franziska Schervier gesellen, damit die heilige und so fruchtbar gewordene Freundschaft dieser drei Frauen sich als ein geschichtliches Ereignis dem Bewußtsein des deutschen Katholizismus um so tiefer einpräge.

Franziska Schervier wurde am 3. 1. 1819 in Aachen geboren<sup>11</sup>. Sie stammte aus zweiter Ehe; die erste Frau ihres Vaters Johann Heinrich Kaspar, eines Fabrikanten (Nadelfabrik) und des beigeordneten Bürgermeisters der Stadt, war schon ein Jahr nach der Vermählung gestorben. Ihre Mutter Marie Louise Victoire geb. Migeon war eine Französin (aus Charleville an der Maas); sie sprach nur gebrochen deutsch, so daß sich die Konversation im Hause Schervier meist auf Französisch abspielte. Franziska mußte im heranwachsenden Alter die Dolmetscherin spielen. Außer einer Halbschwester Maria Elisabeth hatte sie noch sechs Geschwister, von denen allerdings ein Junge schon bald nach der Geburt starb. Das war das Milieu, in dem Franziska auswuchs: Ein wohlhabendes Haus; der Vater ein aufrechter Mann und Christ, umsichtig, sich für die Seinen wie für seine Arbeiter und die Heimatstadt verantwortlich fühlend; die Mutter tiefgläubig, zart und empfindsam, Liebe schenkend und empfangend. Vom Vater hatte Franziska die Eigenständigkeit ihres Wesens bis zur Eigenwilligkeit, von der Mutter die Gemütsiefe und das Mitleidenkönnen. Aus beidem zusammen ergab sich ihre Lebhaftigkeit und ein starker Ausschlag der Affekte, von übergelücklicher Freude bis zum Übermaß an Tränen und zum Zorn; häufige Schuldgefühle waren die Folge.

Das waren die menschlichen Voraussetzungen, in die nun Gottes Gnade sich senkte. Wohlbehütet nach allen Seiten und beeindruckt von guten Erziehern und Priestern wurde die religiöse Welt immer mehr zum eigentlichen Raum, in dem Franziska lebte. Begabt, von einer reichen Phantasie, hellwach und kommunikationsfreudig verkehrte sie mit den „himmlischen Personen“ genauso wie mit den menschlichen. Sie schaute sie und vernahm ihre Stimmen, sie erfuhr sich von ihnen angerufen und antwortete ihnen, fühlte sich geführt und war ihrer Sache oft so sicher, daß alles Sträuben mit Verstandesgründen gegen solche Führung nichts mehr half. Und als die Liebe zur himmlischen Welt einmal erwacht war, zu Gott, zu Jesus, zu den Engeln und Heiligen, da wuchs ihre Sehnsucht, sich ganz ihnen hinzugeben, da verlor alles an Wert, was sie in dieser Welt hätte halten können. So ging sie ihren Weg geradeswegs und ohne Umschweife. Sie wußte, was sie wollte, wenn auch das Wie der Ausführung zunächst für gewöhnlich verborgen war. Gott schenkte ihr auf diesem Weg gute Ratgeber, kluge und fromme Priester und Beichtväter, und sie hörte auf sie. Aber im Grunde ging sie ihren Weg allein, von Gott und seinen Einsprechungen geführt. Sie war in dieser Beziehung ein Theodidakt, wie viele Heilige, nur von Gott belehrt. (Ob es sich dabei in einzelnen Fällen um eigentliche Mystik handelt, kann hier nicht entschieden werden.) Darum konnte sie auch, wie in den Fragen der Verwirklichung radikaler Armut, hartnäckig auf ihrem Urteil bestehen, selbst hohen geistlichen Herren gegenüber.

---

<sup>11</sup> Die erste und immer noch bedeutendste Biographie Franziska Scherviers stammt von dem gelehrten Franziskaner Ignatius Jeller: *Die gottselige Mutter Francisca Schervier, Stifterin der Armenschwestern vom hl. Franciscus*. Freiburg/Br. 1897. Ihm standen die im Gehorsam niedergeschriebenen autobiographischen Aufzeichnungen Franziskas zur Verfügung, und er hatte noch Kontakte mit vielen Zeitgenossen der Seligen. – Zur Seligsprechung erschien noch im Selbstverlag des Aachener Mutterhauses die kleine Schrift: *„Seligsprechung der Mutter Franziska von Aachen“* mit den Feierlichkeiten in der Peterskirche und einem wertvollen Vortrag von Domkapitular Dr. Erich Stephany.

Sie glaubte, Gottes Ruf und Belehrung auch in Widerständen und Prüfungen treubleiben zu müssen.

Hier liegen darum auch die Grundlagen für ihre karitative Arbeit, die Liebe zu den Armen. Wenn in Wort oder Schrift von Franziska Schervier die Rede ist, dann wird oft zu schnell und unvermittelt und einseitig auf ihr sozial-karitatives Werk hingewiesen. Natürlich, es sticht in die Augen: es tat seine Wirkung, es löste Initiativen aus, es prägte, wie das Werk ihrer Aachener Freundinnen, in ungewöhnlicher Weise das katholische Leben ihrer Zeit. Aber es darf nicht isoliert von dem geistlichen Untergrund gesehen werden. Sonst gleitet es ab in bloßes soziales Engagement, wie man es heute so fordert und preist. Franziska dachte nicht an die Lösung der sozialen Frage, der sozialen Konflikte in ihrer Zeit; dafür fehlten ihr die Voraussetzungen, der wirtschaftliche und soziologische Sachverstand, wie er dem Wirtschaftspolitiker David Hansemann eignete, der damals in Aachen seine Ideen durchzusetzen begann und auf den in diesem Zusammenhang mit Recht E. Stephany aufmerksam macht<sup>12</sup>. Das war nicht Franziskas Aufgabe und konnte es nicht sein. *Ihre* Aufgabe lag in der Begegnung von Mensch zu Mensch. Dabei war es aber nicht nur ihr mitfühlendes Herz, die Mitgift ihrer Natur, das sie zu den Armen hinzog. Dieses Stück Natur war inzwischen vom Glauben, der Hoffnung und der im Hl. Geist mitgeteilten Liebe Christi durchformt und geprägt worden. Sie sah, je länger sie in der karitativen Arbeit stand, desto tiefer in den Armen den Herrn selbst, den armen und um der Armseligkeit der Menschen willen arm gewordenen Gott. Daher die Unermüdlichkeit ihres Einsatzes, das geradezu ungestüme Verlangen, zu den Armen und Kranken zu kommen, mit ihnen zu leben und ihr Schicksal zu teilen. Keine Arbeit war ihr zuviel, die niedrigsten Dienste, vor denen es andere ekelte, waren ihr die liebsten; sie empfand geradezu eine tiefinnere Freude daran, weil sie so dem Herrn näher zu sein glaubte. (Hier scheint mir eine echte Mystik aufzuleuchten, die man eine Mystik der Tat, der tätigen Nächstenliebe nennen könnte.) Unglaublich, was sie aus diesem Impuls der Liebe schon als junge Frau – wohlbemerkt aus wohlbehütetem Hause und mit relativ geringer Welterfahrung – zu tun vermochte, daß sie etwa in Männerkleidern in ein Prostituiertenhaus vordrang, um ein verführtes Mädchen herauszuholen, zum Tod Verurteilten bis zum Schafott beistand, um ihnen zu einer guten Sterbestunde zu verhelfen, sich zu hohen und höchsten Persönlichkeiten Zutritt verschaffte, um für ihr Werk an den Armen zu betteln oder, um auch etwas Humorvolles zu berichten, ein widerborstiges Schwein mit einem Strick am Bein von einem Bauernhof unter dem Spott der Leute in die Stadt trieb, weil sie es sonst nicht bekommen hätte.

Eine Frau mit solcher Glut, aber auch mit solchem Charme und Witz war von Anfang an die führende Gestalt der sich bildenden Gemeinschaft, obwohl sie sich jahrelang gegen eine Neugründung sträubte und das Amt der Generaloberin immer wieder einmal abzugeben versuchte. Sie strahlte einfach etwas aus und zog die Menschen unwillkürlich an. Darum braucht es auch nicht zu verwundern, daß

---

<sup>12</sup> In: *Seligspredung der Mutter Franziska Schervier von Aachen*, Selbstverlag des Mutterhauses, a.a.O., 32 f.



die Gemeinschaft, einmal bekannt geworden, schnell wuchs. Von überall her kamen schon bald die Bitten um Schwestern. Neugründung folgte auf Neugründung. Es dauerte nicht lange, da war auch schon eine Anfrage aus Amerika da, wohin um die Mitte des Jahrhunderts viele Deutsche auswanderten. Zweimal fuhr Franziska selbst über den Ozean, um nach dem Rechten zu sehen. Was sie bei aller Freude über das Wachstum, in dem sie Gottes Segen sah, dennoch belastete, war die Tatsache, daß sie die Schwestern nicht mehr selbst so sorgfältig, wie sie es früher getan hatte, vorbereiten konnte. Würde man bei der wachsenden Zahl und der Vielfalt der Arbeit die Armut noch so üben und erfahren wie in dem ersten Häuschen vor dem Jakobstor? Weil sie immer häufiger durch Krankheit geplagt wurde und darin die ersten Anzeichen des herannahenden Todes erblickte, wird sie nicht müde, immer wieder zu mahnen, die ursprünglichen Ideale hoch zu halten und im Eifer nicht nachzulassen. Sie selbst möchte sich am liebsten in die von ihr eingerichtete Abteilung der Reklusen-Schwestern zurückziehen, deren Hauptaufgabe das Gebet war. Aber sie weiß sich auch mit abnehmenden Kräften dem tätigen Leben für die Armen und mit den Armen verpflichtet. Darum ruft sie den Reklusen zu: „Wir müssen auf die Jagd und in den Krieg gehen; das geht ohne staubige Füße und Streifwunden nicht ab. Betet für uns, daß wir in den Gefahren nicht erliegen“<sup>13</sup>. Es war darum ein unersetzlicher Verlust für die Genossenschaft, daß ihr die Gründerin so früh, zu früh, genommen wurde. Ende November 1876 erkrankte sie von neuem. Es stellte sich ein Unterleibsleiden heraus. Eine sofort vorgenommene Operation konnte keine Rettung mehr bringen. Sie verfiel schnell. Am 14. Dezember morgens gegen 4 Uhr hauchte sie ihre Seele aus. Sie stand im 58. Lebensjahr. Innere und äußere Erfahrungen, Freuden und Kämpfe, hatten sie aufgerieben. Ob sie als Selige der Kirche die jungfräuliche Stunde des Anfangs der Gemeinschaft noch einmal heraufzubeschwören vermag? Was würde sie heute tun? Das ist die Frage.

(Fortsetzung folgt)

*Friedrich Wulf SJ*

---

<sup>13</sup> Ignatius Jailer, *Die gottselige Mutter Francisca Schervier*, a.a.O., 272.